

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 8 (1918)

Heft: 8

Artikel: Tobelvolk [Fortsetzung]

Autor: Ilg, Paul

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634723>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Belletristisches, Kunst und Literatur.

Dr Mohn und s'Stärndl.

Von Josef Reinhart.

Nachdruck verboten.

„Fascht allnacht, wenn der Mohn am heitre Himmel steht,
So gsehni, as es Stärndl hindern-annem goht,
Gäll Müeti, s wird der Mohn em Stärn sy Vatter sy!
Susch gieng er doch johraus johry nit hindedry!
Lueg, wiener zieht! Isch's nit, er mög em fasch nit no?
„Er mües halt! Chind! Mueß hinecht no us Chienberg cho,
Im Dokter zündte übre Bärg der Chrachen us,
Süsich stirbt es Meiteli am Gruup im leste Huus.“
„Jes lueg, s'isch wie wenn's Stärndl lysli gwunke hätt!
Jes luegt er zrug, der Mohn, wie wenn erm warte wett.
O je, was chunnt derhar, dört über d'Sählisflueh?
Wie tschuderet s Stärndl, d'Wulche deckt der Vatter zue.
Jä nei, bigopp — lueg, 's Stärndl het's Latärnli uf“ —
„Jä weisch, der Pfarrer mües no spot der Chrachen uf.
Und het kei Liecht, der Wind löscht sys Latärnli.“ —
Jes git em 's Stärndl Liecht, im heer, bis hei vors Huus.“ —
„Gottlob, do chunnt der Mohn und d'Wulchen isch verby!
He nu, sie hei ne wytte Wäg dür Milchstroß y.“
„Sie zünde wyt; Weisch, s stöh Soldaten us der Wacht,
's lieft mänge no nes Briefli i der heitre Nacht
Und luegt a Himmel — dänkt a Chind und Frau
Und gseht der Mohn und s Stärndl, dänkt, das gseh sie au!
Jä, Chind — was stosch? so chumm, es isch gar chalt!“ —
„Lueg Müeti, lueg, es chunnt e Wulche übre Wald!
Jes, oh! was lauft jes s Stärndl — lueg, s lauft mitts drinn y
O Müeti, gäll, jes möchti nit das Stärndl sy!
Was wotts jes mache, wenn's der Mohn verlore het?
Und wenn er lauft, und wenn's en nümme finde sett!“
„Briegg nit mys Chind! das Stärndl, weisch, veriret nit!
Es gspürt sys Liecht dur d'Wulche dur und bhönnt sy Schritt;
Es dänkt, der Liebgott heig im Mohn 's groß Liecht mit gäh,
As är s Chind mit em chlyne chönni mitem näh!

Tobelvolk.

Eine Dorfgeschichte von Paul Illg.

6

„Heinrich!“ entfuhr ihr ein schwankender Laut. Hörte er's nicht. Oder wollte nicht hören? Immer nur seinen Rücken sahen die schmerzenden Augen. Und noch einmal raffte sie sich auf, allen Stolzes bar, nicht rastend, eh sie ihn am Arm zu fassen befam.

„Da bin ich — du gewalttätiger Mensch!“ hauchte sie mit letzter Kraft und sank halb ohnmächtig an ihm zu Boden. Heinrich fasste sie unter die Arme und setzte die Schwere auf den Schlitten. Allein die furchtbare Demütigung hatte in ihrer Brust das Unterste zu oberst gekehrt. Nun hörte er den Schmerzenslaut des geknickten Stolzes, wie vorhin in der Stube den der verschmähten Liebe — Es war sein zweiter großer Sieg in der nämlichen Stunde. „Stark sein ist alles!“ jubelte die verwegene Seele. Doch die Worte, die er Elsbeth gab, waren weich wie Samt.

Er setzte sich ihr auf den Schoß, legte einen Arm auf ihren Rücken und fuhr mit der Hand wärme suchend unter ihre Achselhöhle.

„Ganz mein mußt du sein und bleiben! Ich mag dich mit keinem teilen. Und morgen — hörst du — zieh ich in die Stadt. Aber nicht für lange. Ein Jahr — vielleicht zweie, wenn's hoch kommt — dann bin ich wieder da. Dann will ich dort unten am See, wo Wettsteins Hüttchen steht, oder hier oben, wenn dir's gefällt, mein eigenes Zelt ausschlagen! Hörst du den Glücksvogel über uns rauschen?“ Und leise sang er ihr ins Ohr:

„In der Heimat ist es schön,
Wo ich sie zuerst gesehn,
Wo mein Herz sie hat gefunden,
Ewig sich mit ihr verbunden —“

Der Rest blieb ihm im Halse stecken. Im Aufspringen hätte er Elsbeth beinah hintenüber geworfen.

Zehn Schritte über ihnen, auf dem Fußweg, der ins Tobel führte, stand — nein, es war keine Täuschung — niemand anders, als sie — Marei — die Wölfin. Aber jetzt verließ sie den Pfad und kam auf die beiden zu. Verflogen war da Liebe, Stärke, Triumph. —

„Ich weiß, was du giftige Kröte im Schilder führst!“ schrie er ihr entgegen, ganz besinnungslos alles selbst verratend, was sie etwa enthüllen könnte. „Es soll dir nicht gelingen, Eher erwürge ich dich!“

Sie entwischte ihm und suchte Schutz bei Elsbeth.

„Ich will dir nur beweisen, wer dich lieber hat von uns zweien — Elsbeth oder ich“ — sagte das Ding mit unheimlicher Ruhe und Entschlossenheit, und zu ihrer Rivalin gewendet: „Weißt du denn schon, daß ich ein Kind von ihm bekomm“?

„Berbarst da die Welt nicht in tausend Tecken?“

„Pfui — das ist gelogen, wie gemein!“ rief Elsbeth und schüttelte Mareis Hand voll Ekel von ihrem Ärmel ab.

„Frag ihn doch selbst“ — Die Anklägerin zeigte mit dem Kopf auf Heinrich, der keine Gegenwehr mehr versuchte, sondern nur noch mit einer fast überirdischen Hoffnung, gleich, an Elsbeths Augen und Lippen hing.

„Hilf ihr hinüber, du da oben! So kann ich glauben, daß du bist!“ bettelte sein erstarrendes Herz. „Nimm sie jetzt in deine allmächtigen Arme und trag sie zu mir herüber. Nur dieses eine Mal! Es ist ja Weihnachtszeit, und morgen brennen die Christbäume in allen Häusern!“ —

Elsbeth preßte den wirren Kopf in ihre Hände, als müßte sie ihn am Zerspringen hindern und floh vor dem flappenden Grauen — wieder in die gleichen Stapsen, die vorhin ihre tiefste Liebe getreten hatte.

Niemand dachte daran, ihr zu folgen.

„Zetzt erwürge ich dich, du Satan!“ fuhr Heinrich auf die elende Verräterin, die eifersüchtige Dirne los, und bekam sie gerade an der Gurgel zu packen. Denn sie wehrte sich mit keinem Glied. Nur bitten tat sie — mit angstgroßen, rotgeänderten Augen.

„Aber schwarz — aber schwärz ist halt doch“ — löste sich in wahnwitziger Überspannung eine lächerliche Färberei in seinem Gehirn. Er lachte verzweifelt auf: „Be wahre mich, ich müßte die Dirne noch für voll bezahlen!“ und tat als speie er ihr mitten in ihre erbärmliche Jammermiene. Mit einigen langen Sägen war er oben am Galgen. Den Schlitten vergaß er mitzunehmen.

Weit unten, schon auf der Straße, bewegte sich etwas, das halb schwarz und oben weiß war: dem sah er nach, bis es hinter den ersten Häusern verschwand.

„Raum gefunden, schon verschwunden! Fahr hin, du meine erste Liebe!“

Dann fiel er mit dem Gesicht in den Schnee.

Der heurige Haldensteiner Holzschlag lag wieder einmal zu höchst im Segesserwald, was für die Schlittler immer ein besonderes Fest war, weil diese Talfahrt am meisten Geschick erforderte. Es gab da Gefälle und Kehren, die für den Unbeherzten geradezu hals- und beinbrecherisch aussahen, und nicht wenige, die der leidigen Sitte und Schneidigkeit wegen mitmachten, hatten beim Aufstieg ihre stillen Kümmernisse, was die heile Rückkehr anbetrifft.

War die Weinernte im bäuerlichen Kalendarium der höchste Festtag des Wohlstandes, so galten anderseits die sogenannten Gemeindeholztage als Tummelfeld der Kraft und Verwegenheit. Und hiermit hatte es folgende Bewandtnis.

Haldenstein gehörte infolge des ausgedehnten kommunalen Grundeigentums zu den reichsten Gemeinden des Landes, und einem guten alten Brauch gemäß gelangte immer nur ein Teil des abgeforschten Holzes zur Versteigerung, während ein anderer gleichmäßig unter die verheirateten Bürger verteilt wurde. Bei Wintersausbruch zeichnete der Bannwart jedem Anwärter seinen Hieb aus und um Neujahr herum, bei günstigen Schneeverhältnissen, zog dann männlich mit Axt, Säge und Schlitten hinauf.

Da hatte auch Jörg Hugentobler seine großen Tage. Und heuer bekamen diese noch eine besondere Weihe durch Heinrichs Gegenwart. An dem verabredeten Morgen klopfte er schon an dessen Kammertür, noch eh es recht hell war. Heinrich fuhr aus kurzem, dämmerhaftem Schlummer auf und die Erinnerung an den Zusammenstoß an der Wolfsbalde fiel über ihn her wie ein wildes Tier.

Nach Mitternacht heimgelommen, müdgelaufen, steifgefroren, war er schließlich wider Willen eingeschlafen.

„Es wär denn bald Zeit — heißt es, wenn Schneid am Mann ist!“ hörte er Jörgs Stimme. „Bleibt's dabei?“ Trotz seinem Elenk, der innern und äußeren Verschlagenheit, hatte Heinrich noch eine lebhafte Ahnung von der Freude, die er dem andern einzig durch sein Dabeisein machen konnte. Nun standen ja die Dinge so, daß es nicht mehr darauf ankam, wann er das Haus und den Ort verließ.

„Ja, ich komme — einandernach!“ sagte er und dachte so für sich: „Damit ich daheim wenigstens eine Seele hab, die zuweilen freundlich an mich denken mag!“ In Pausen, während denen er mit einem Strumpf oder Schuh in der Hand ratlos an die Wand starrte, zog er seinen kurzen Lodenanzug an und Gamaschen über die Schuhe, denn Kanonenstiefel hatte und brauchte er keine.

Marei, die — nur durch eine dünne Bretterwand von ihm getrennt — jedes Geräusch hören konnte, stand auch erst jetzt auf. Von diesem Tage an dachte sie dauernd daheim zu bleiben.

In der verflossenen Nacht hatte sie Heinrich zuerst aus Angst vor einem „dummen Streich“ auf Schritt und Tritt begleitet, bis er wütend über sie herfiel und dann schnellfüßig die Flucht ergriff. Zu Hause harrte sie jedoch von Stunde zu Stunde ruhiger auf seine Wiederkehr. Je mehr sich das tolle Mädchen in des Geliebten Zustand versenkte, um so fester wurde ihre Zuversicht. Mit ihrem Gewaltstreich konnte sie zufrieden sein, hatte sie den Abtrünnigen zurückerobern, wie sehr er sich auch zuvorderst dagegen sträuben möchte. Wahrlich, sie kannte ihn besser als die andere, das wohlgeborene Fräulein! Und Elsbeth Stadler war dazu auch viel zu hochmütig, ihm auch nur den kleinen Finger jemals wieder zu reichen, während die Verschmähte sich ihm nur noch inniger als zuvor verbunden fühlte. Auch wußte sie ganz genau: Heinrich Underegg bedurfte ihrer Liebe jetzt ebenso sehr als des täglichen Brotes. So verlassen und verkaust, wie er plötzlich war, fand er niemals die Kraft, sein Bündel für Zeit oder Ewigkeit zu schnüren, wieder in die ungaßliche Welt hinauszupilgern. Er vermochte nicht mehr ohne eine Seele zu sein, die ihn fädelte mit Bärtlichkeit, die er anfeuern konnte mit seinem Ehrgeiz, um sich selbst im Widerschein der eigenen Glut zu erquiden. Wie oft hatte er, gleichsam im Nachhall der in ihren Armen genossenen Seligkeit, vertraulich zu plaudern, zu prahlen begonnen von fünfzigen Taten, die alle Welt in Erstaunen setzen würden! In solchen Momenten durfte sie ungestraf't auch für sich ein Plätzchen an der Sonne seiner Kunst beanspruchen; es wurde ihr immer großartig verheißen und sie glaubte ihm gern, obwohl das nur phantastische, kindliche Spiele erschienen. Aber von nun an mußte Ernst daraus werden. Sie mochte nicht in Armut und Schande zurückbleiben, wenn es mit ihm wirklich aufwärts ging. Darum galt es, hinsürder mit mehr Klugheit zu schalten über die Mittel, die ihr geblieben waren, ihn weiter zu fesseln. Noch hatte er nicht erfaßt, was unter ihrer Brust für ihn erblühte! Vorher sah er dahinter nur ein Schredgespenst: die lästige Frucht der freien Liebe! Doch Geduld! sie wollte ihm bald Herz und Augen öffnen für die anziehende Seite der Erscheinung. O, sie war mächtig genug, ihm ein Rätsel aufzugeben, daran er nicht müde wurde zu denken, bis sie ihm selbst die glückliche Lösung zu Gemüt führen konnte.

Als Heinrich um Mitternacht behutsam die Stiege erklimm, rührte Marei darum kein Glied und schlief sogar, nachdem er selbst bei Ach und Weh unter die Decke gekrochen, mit einem halbvergessenen Versgebet lächelnd ein. Und jetzt vollends kam es ihr vor, als seien die schönsten Weihnachten ihres Lebens im Anzug. Schnell hüpfte sie in das rote Kattunhauskleid mit Tüllspitzen, das sie erst fürzlich noch von ihm zum Geschenk erhalten hatte, und eilte, ihm zuvorkommend, hinunter in die Küche, wo sie mit ihrer knurrigen Mutter eine kurze, aber wirksame Unterredung pflog. Die Folge davon war, daß Heinrich bei seinem Eintritt in die Stube nur freundliche Gesichter traf und den Frühstückstisch über die Maßen trefflich bestellt

stand. Der Ribbel — ein Maisgericht, ähnlich der Polenta — dampfte in der Schüssel und erfüllte das ganze Zimmer mit einem würzigen Geruch. Auch der Kaffee hatte noch schnell eine Gehaltszulage bekommen. Daneben winkten, als besondere Gruppe, lieblich durchzogene Scheiben Schweinespeck, Weizen- und Roggenbrot, zwei Flaschen Saft und eine kleinere mit Kirschbranntwein — die Wegzehrung für die beiden Holzhauer.

Marei kam erst, als die andern schon beim Schmause waren, aus Mutters Kammer hervor, wo sie sich in Eile, aber dennoch hübsch frisiert hatte. Sie trug ihr Kind auf dem Arm, das sie mit Eiapotheia zum Lachen und Strapzeln brachte.

Heinrich ließ den Kopf sinken. Er hatte sie längst unterwegs nach Treustadt vermutet. Sie tat übrigens nicht der gleichen, als sei auch nur ein Wölkchen zwischen ihm und sie getreten. — Und gestern abend lag sie da wie eine, die nur noch aufsteht, um geradewegs ins Wasser zu springen! Glaubte sie etwa, daß ihr verfluchter Streich ihn nun für immer wehrlos in ihre Hände gab? Noch einmal überließ ihn der funkelnde Haß; es fehlte wenig, so wäre er wieder auf und davon geschossen.

Marei, die, während sie dem Kind die Milch einflößte, trotz dem Halbdunkel schielend jede Miene und Bewegung wahrnahm, zitterte auf ihrem Stuhl. Sie hielt vor Bangen die Flasche so hoch, daß die Kleine plötzlich keine Lust mehr bekam und alles pustend wieder auswarf.

„Gib her, Tolpatsch, der du bist!“ schalt die Bäse, der verwirrten Tochter so Kind wie Flasche unwirsch entziehend. Du bringst es sonst noch um vor lauter Kopfseligkeit!“

Marei ließ es achtklos geschehn. Sie war Heinrichs Blid begegnet, der sie mit allen Schmähungen treffen, besudeln sollte, aber sie hatte ihn so liebreich und flehentlich ausgehalten, daß er den seinen errötend senken mußte. Da Jörg gerade aufstand, ging sie wortlos daran, den Proviant in den Korb zu packen.

„Doch du dich nur um Gottes willen nicht übernimmst, Heiri, und meinst, du müßtest es dem Großen in allem gleich tun!“ sagte die Bäse besorgt.

„Wenigstens leg die Ketten unter — wenn du wieder so übertrieben aufladen willst!“ setzte der Bettei hinzu. Jörgs rotbadiges Antlitz strahlte vor Vergnügen.

„Wenn ihn das Schlottern ankommt ohne — meinewegen!“ meinte er drollig und stießte die kurze Deckelpfeife in Brand.

„Mit dir nicht!“ erklärte hingegen der Begleiter, und das war keine geringe Auszeichnung.

„Aber Gnad Gott dir, Waghals, wenn er nicht mit heiler Haut wiederkommt!“ kam die Bäse noch unter die Haustür nachgelaufen. Item, sie habe keine ruhige Stunde bis dahin, denn gestern sei unversehens Heinrichs Bild von der Wand gefallen und heute nacht sogar die Uhr stehen geblieben. Bei solchen Zeichen hätte ihre selige Mutter keinen ins Holz ziehen lassen. Allein sie wurde nur ausgelacht. Jörg holte den breitkugigen Holzschlitten hervor, prüfte seine Festigkeit, warf den Zugriemen über die Achsel und faßte das Behikel an den geschwungenen Hörnern. Heinrich legte die Axt zünftig auf die Schulter und so zogen sie gleich Landsknechten in die rauhe Waldschlacht.

Marei ging noch nicht gleich ins Haus, sah vielmehr dem ungleichen Paare eine gute Weile nach, bis der, den es allein aing, sich wie unter einem fremden Zwang noch einmal umdrehte, worauf sie ohne Wink und Ruf zufrieden eintrat.

Die zwei hatten eine Stunde wader zu steigen und kamen fast als die ersten auf den Platz. Nur einige wenige, über die große Lichtung gleichsam verteilte Tannenriesen ragten noch trockenbietend himmelan. Die Brüder rings lagen zerstückt, geschunden und gespalten am Boden und hauchten langsam ihre aromatische Seele aus. Heinrich hielt in der ersten Zeit tüchtig stand; es tat ihm wohl, zu fühlen, wie die in seinen Gliedern schlummernden Kräfte zu immer regerem Leben erwachten. Er hatte sie schon gar lange nicht mehr erprobt, seine Zeit von jeher lieber über Büchern als auf Turnpläßen vertan, was ihm jetzt gewissermaßen als Sünde gegen den Erdgeist vorkam. War's nicht auch eine Lust, die Axt zu schwingen, den Keil mit jedem wohlgezielten Schlag tiefer in den Block zu treiben, bis der zu guter Letzt mit Spliß und Krach auseinanderbarst! Nur wenn er um die Wette mit Jörg die großzäigige Blattsäge führte, kam es zu schmählichen Niederlagen; er mußte oft halb ohnmächtig kapitulieren, indes der Partner sich den Anschein gab, als dünke ihn die Müh' kaum der Rede wert. Hei, wie schmeckte dann jeder Bissen, jeder Trunk, selbst der Brannwein, den Heinrich sonst nicht ertrug, däuchte ihn heute ein Läbhal! Gegen Mittag stand die erste Ladung, fast ein Klafter stark, bereit. Auf den obersten Scheitern lag eine dichte Reisigsschicht. „Damit du weich fällst, wenn der Schlitten wirft!“ sagte Jörg, der Schaltznarr. Doch hatte der andere den Platz nun lieber nicht eingenommen, denn als er sich zu der Höllenfahrt Mut machen wollte, war der ohnehin geringe Vorrat von dieser Eigenschaft zufällig gerade aufgebraucht. Schließlich lag er oben ausgestreckt wie unterm Fallbeil; ein mattes Lächeln ein zweideutiges: „Warum nicht gar!“ war seine Antwort auf die Frage, ob ihn am Ende schon die Angst am Bändel habe. Auf der glatten Bahn angelommen, warf Jörg die Leine ab, packte die Hörner und brachte den Schlitten mit drei Sägen in Schwung, wonach er, einen Fuß vor den andern setzend, sich der mächtig stoßenden Last erprobsam entgegenstimmte. Fast lautlos sauste die tolle Fuhré dahin und nur, wenn eine Rinne kam, machte der Schlitten mitsamt dem Lenker einen lustigen Hopser, der hingegen dem Passagier jedesmal ein umsturzbanges „Hoppla“ entlockte. Noch schlimmer war's mit den Kurven, wenn sich Jörg plötzlich mit aller Wucht auf eine Seite warf und die Fuhré herumriß, so daß der unfreiwillige Bauchtänzer beinah ins Rollen geriet und die Beine in der Luft krampfhaft als Höhensteuer gebrauchte. Mit heiler Haut, nassen Baden und steifen Gliedern unten angekommen, hatte er noch die Redheit, zu behaupten: „Das war beim Eid die grohartigste Schlittenpartie meines Lebens!“

Nach dem Abladen traten sie, um notdürftig aufzutauen, einen Moment in die Stube. Marei war gerade dabei, den Christbaum zu schmücken. Da fiel Heinrich wie zum Hohn die goldene Brosche ein, die er seit einigen Tagen für Elsbeth in der Kommode verwahrte. Und alsbald hatte wieder ein Teufel über ihn Gewalt mitsamt



Erlach, das Rathaus, Südansicht.
(Aus „Das Bürgerhaus“, Band V, Verlag Drell Fülls, Zürich.)

den Tücken von Haß und Reue, die er sich droben im Wald solange mit Axt und Säge vom Leib zu halten vermochte! Die stärkeren Gefühle des Eroberers, der Ueberwindung aller Hindernisse entbehrten der Standhaftigkeit in dieser gehetzten, brüntigen Seele, die so oft schon lahm und wund von ihren Höhenflügen zurückkehrte. Auch jetzt hatte er nur noch ein Bedürfnis: sich, wie's gerade kam, einzuspinnen in jegliches Behagen seines Alltags, seiner nächsten Umgebung. So war Heinrich Anderegg. Leicht begeistert, schnell verzagt — ein Held im Morgenrot, ein Bettler oder Brigant im Abendgrau.

„Da fällt mir ein — wegen heut abend — ich muß ja noch nach Treustadt!“ sagte er zu Jörg, als dieser schon die Tür aufmachte.

Marei horchte auf und wußte gleich, woran jener dachte.

„Gelt, du hast schon die Hosen voll!“ machte der Große halb höhnisch, halb enttäuscht.

„Ein paar Sachen unter den Baum hab ich holen wollen! Eigentlich weiß ich ja selber nicht, was!“ erwiderte Heinrich mit durchscheinender Absicht.

Da nahm sich Marei ein Herz und erbot sich frei, wenn es sein könnte, auf der Stelle für ihn hineinzufahren.

„So komm denn bald nach!“ sagte Jörg im Abgehen.

Die zwei allein in der Stube Zurückgebliebenen kämpften jedes einen harten Kampf. Sie erkannte den guten Augenblick. Der dort zaudernd am Ofen stand und sich den Rücken rieb, war ihr schon wieder mit Haut und Haar verfallen!

Recht ein Kind des Augenblicks, ganz den natürlichen Trieben preisgegeben — so mußte er sein und bleiben, wenn sie mit ihm ans Ziel gelangen sollte. Langsam stand sie auf, seines Bescheids gewärtig.

(Fortsetzung folgt.)

„Pauli Bekehrung“ in Erlach.

Von Rob. Scheurer, Erlach-Wabern.

(Das Dialektische ist ältere Erlacher Mundart).

„Was dr „Pauli“ syg, möchti Dr gärn wüsse? He nu, das wäi mer Ech jez erkläré! Aber macht Ech nüd, grad mit mer uf ds Nothus z'goh? Mier sy im Augeblick dört, u dee het mee-n-Alls grad so schöni bi-n-enangere. Dier müeßt nämlich wüsse: dr „Pauli“ isch gäng uf em Nothus.“

Nach diesen Worten stapfte der alte Rüedi Simmen vorwärts, dem Rathause zu. Er marschierte trotz seinen 84 Jahren mit zwar langsamem, aber weitausholenden Schritten, das Haupt etwas vornübergebeugt, genau in der Stellung, als ob er — wie einst in jüngern Jahren — im „Halskorb“ Erde die steilen „Grüessen“ *) Neben hinauftrüge.

Hoch und kräftig gewachsen, wetterbraun Kopf und Hände, in einst blauen, nun längst bleichgewaschenen „Gris“-Hosen und grauem „Crmel-Schilee“ dahinschreitend, stellte dieser weißhaarige Alte den ächten Typus eines alten Seeländer Nebbauern vom richtigen „Särmele“ **)-Holz dar.

Jetzt zu schwerer Arbeit nicht mehr ausdauernd genug, hatte er seit zwei Jahren der jüngern „läbigeren“ Generation das „Stickelziehen“, „Schneiden“, „Hacken“, „Stickeln“, „Röhren“ und „Schaben“ in den Reben überlassen und sonnte dafür an schönen Nachmittagen seine alten Knochen auf dem grüngestrichenen Bänklein vor dem Hause, wobei er, wenn ihm Frau Sonne allzuarg die verwitterten Backen und Schläfen küßte, sich nur zurückzulehnen brauchte in das kühle Blätterwerk des „Trübel-Gähls“, welches üppig über die ganze Front des Häuschens emporwucherte, die vielhundertjährigen gotischen Fensterstöcke aus gelbem Hauterivestein malerisch umrankend.

Eine Hauptfreude Rüedi Simmens war es immer, wenn irgend ein staffeleibeladener Künstler oder sonst ein Fremder, der sich die interessante Altstadt konterfeien oder auch bloß ansehen wollte, bei ihm, der da auf seinem reblaubüberschatteten Bänklein saß, sich über Dies und Das erkundigte. Wie leuchteten da jeweilen seine alten, von Kunzeln eingerahmten und doch noch immer hellblickenden „Seebußen“-Augen (in deren Winkeln der Schalk auch jetzt noch fortwährend ein Heim hatte) wenn er von der alten „Stadt“ *** zu reden begann. Fast von jedem der uralten Arkadenhäuser wußte er irgend etwas „Apartiges“ — teils Lustiges, teils Ernstes — aus mehr oder weniger weit zurückliegenden Fahrzehten zu berichten.

Nun war auch heute wieder mal so ein fremder Herr gekommen und hatte sich, langsam bergan schreitend, links und rechts aufmerksam die originell gebauten Häuser betrachtet, bis er den greisen Rüedi auf seinem Bänklein entdeckte, an den er sich dann mit der Frage um das „Pauli-Fest“ wandte.

Nun gings unter dem von zwei friedlichen Schießscharten flankierten Torbogen des Rathauses durch und die alten ausgetretenen Steinstufen empor in den ersten Stock, wo ein nicht sehr hoher, aber geräumiger Saal die beiden einsamen Besucher aufnahm. Links der Eingangstüre stand breit und

*) Grüessen vom französischen patois crausaz oder crousaz = Einsenkung, Schlucht.

**) Särmele vom französischen sarment = die zu Holz gewor denen Rebschösse.

***) „D'Stadt“ nennt der Erlacher die Altstadt, während der untere, neuere Teil Erlachs „ds Stedtl“ genannt wird.